

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

10.5.1925 (No. 19)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 19



10. Mai 1925

Eugen v. Jagemann / Ueber den Kaspar-Hauser-Mythos.

Aus den Memoiren des Gesandten u. D. Wirklichen Geheimrats Prof. Dr. Eugen v. Jagemann, eines geborenen Karlsruhers, aus den Jahren 1849-1924 bringen wir mit seiner und des C. Winterischen Verlags Erlaubnis in nachstehendem auszugsweise einen Abschnitt, da dieses im I. J. erscheinende Buch vielen interessant sein dürfte.

Zusammen mit dem Kabinettschef Freiherrn v. Ungern-Sternberg, dem ich wegen seines Wohlwollens viel Dank schulde, und dem Geheimen Archivrat Dieb, hatte ich die Kaspar-Hauserfalle zu respektieren, als darin 1882 ein neuer verleumderischer Anwurf gegen das Großherzogliche Haus erfolgte. Ich habe demzufolge die mythische Sache, über welche schon 1876 der Kriminalist Mittelstedt ein gutes, objektives Urteil abgab, genauest studiert, mit dem Ergebnis, daß man hier vor einem großen Schwindel stehe, von dem die romansüchtige Welt sich nicht immer wieder narren lassen sollte. Aber sogar 1924 ist es wieder (z. B. in der Neuen Badischen Landeszeitung — in Nr. 480 —) mit Verdächtigungen nach der badischen Seite hin geschehen, doch da 1925 (1. Februar in einem Aufsatze von Clara Höffner) wenigstens die Grundlosigkeit des Verdachts gegen den früher verdächtigten badischen Flügeladjutanten anerkannt. Durchschlagend ist das Buch: „Kaspar Hauser, eine neuzeitliche Legende von Antonius von der Linde“, dem Historiographen des Schachspiels durch alle Zeiten und Länder hindurch; jenes erschien 1887 in zwei Bänden mit einem unendlichen Material. Für klardenkende Menschen ist erwiesen, daß der sog. europäische Findling eine angenommene Rolle gespielt und viele Menschen getäuscht hat (nicht alle glaubten ihm) und in Ansbach zufolge eines Dolchstichs von unten nach oben verchieden ist, den er zunächst, als von unbekannter Hand empfangen, ausgab. Vor dem Tod aber sagte er auf des Pfarrers Mahnung, noch zu vergeblich: „Warum sollte ich Groß haben, es hat mir ja niemand etwas getan.“ Er starb am 17. Dezember 1833 und wollte sich gewiß nicht umbringen. Er hatte aber angeblich schon einmal ein Attentat in Nürnberg erlitten, das man ihm glaubte und das seine Berühmtheit erhöhte, während in Ansbach starke Bedenken gegen ihn wachgeworden waren. Da nahm man von berufener Seite gleich an, er habe sich durch einen Stich, der dann zu tief geriet, wiederum in Kurs setzen wollen.

Aber das kann hier nicht hauptsächlich interessieren, ebenso nicht, wer er denn eigentlich war, worüber viel Versionen, noch ob und wo er, vor seinem Erscheinen in Nürnberg eingesperrt war, noch wer an ihn geglaubt hat oder haben soll. Wir hatten uns nur zu befassen mit dem Anwurf, als ob Großherzog Ludwig oder die zweite Gemahlin Karl Friedrichs, den Verstorbenen, der im Ansbacher Schlossgarten auch heute noch ein Denkmal hat mit der Inschrift: „Occultus occulto occisus“, durch den Flügeladjutanten v. Hennenhofer habe umbringen lassen, wofür er ein von ihnen in Verborgenheit gehaltener Sohn des Großherzogs Karl gewesen und demnach der Erbfolge durch den Stamm zweiter Ehe des

Großherzogs Karl Friedrich im Weg gestanden sei. Diese Legende ist, so oft buchhändlerlich wieder veräußert, je neu aufgetischt worden. So geschah es auch 1882 durch eine Schrift bei Copenrath in Regensburg, die sich als seine Lebensgeschichte bezeichnete und als den „Nachweis seiner fürstlichen Herkunft aus nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer hohen Person.“ Der Autor bezeichnet oder verhäßt sich vielmehr als „F. v. K.“. In Wahrheit war dies, wie später sich herausstellte, nicht etwa ein Fürst v. Kinski oder Kohary oder sonst, sondern ein entlassener Offizier „Fischer von Karlsruhe“ und zwar derselbe, der nach dem in St. Cloud 1870 beschlagnahmten Papieren Napoleons III. die angebliche heilige Lanze zur Benützung im Kriege gegen Deutschland angeboten hat. Unser Dreimännerkollegium erachtete gegenüber der neuen Erscheinung eine gründliche Nachforschung in der Vergangenheit als sachdienlich.

Zwar war schon festgestellt, auch veröffentlicht, daß der Prinz, welcher Kaspar Hauser sein sollte, nach drei Protokollen vom Oktober 1812 notgetauft, sezert und beigelegt war und die Sektion von 9 Aerzten bestätigt. Aber auf diese Veröffentlichung hatte die Fama umgeschwenkt. Der ursprüngliche Mythos war dahin gegangen, bald nach der Geburt sei der Prinz ins Verborgene geschafft, totgesetzt und ein Scheinbegräbnis gehalten worden. Nun wurde behauptet, der ins Verborgene geschaffte Prinz sei zuvor veräußert worden mit einem sterbenden dritten Kind und dieses dann sezert und beigelegt, als ob ähnlichsehende und dann auch sicher sterbende Kinder eine fungible Ware wären. So dachte die Literar speculation Hausers Prinzentum zu retten, die ursprünglich mitverflochtene Politik spielte längst keine Rolle mehr. Nun brachte die Sonne aber weiteres an den Tag: Zufällige Zusammentreffen ergaben, daß der angebliche Mörder von Hennenhofer am 17. Dezember 1833 in der Post zur Sonne in Fahr war, also offenbar verhindert, die Tat ins Ansbach auszuführen. Auch der spätere Versuch, Hauser sollte nun ein anderer badischer Prinz sein, der aber 5 Jahre jünger war, jedoch auch mit allen Formalitäten im Tode behandelt worden ist, erscheint als lächerlich.

In der Broschüre waren auch Verunglimpfungen gegen Hausers Ansbacher Objorger, Lehrer Meyer, enthalten. Die Abkümmlinge desselben erhoben deswegen Klage gegen den Verleger beim Amtsgericht Regensburg. Dieses verurteilte ihn am 16. April 1883 und befandete in den Gründen der Druckschrift mit der „anmaßenden Ankündigung . . . die Schuldigen an das Licht zu ziehen“ sei „lediglich aus andern, jeder inneren Glaubwürdigkeit entbehrenden Druckschriften kombiniert“ und häufe Unwahrheiten auf Unwahrheiten, Verdächtigungen auf Verdächtigungen. Der Verleger selbst erklärte einzusehen, daß er hinteres Licht geführt sei, und zog die Druckschrift tunlichst zurück. Auch weiß ich persönlich, daß die angebliche Staatsministerial Sitzung, wo Großherzog Leopold Bedenken ausgesprochen habe, über Kaspar Hauser hinweg den Thron zu besteigen, dreist erfinden ist. Mein Großvater v. Böck war ja damals Premierminister, es ist aber nie ein Wort derart verlautet und sein Sohn, der General, hat bestätigt, daß der Uebergang in aller Ruhe und Promptheit erfolgt ist.

*) Siehe auch sonst interessante Ausprüche in seinem Werk Bd. I S. 254 ff.

So wie man synoptische Evangelienausgaben hat, setzte Heimrat Diez die Copenrathische Broschüre in Vergleich mit früheren Handschriften von 1870, 1840 und 1834. Es war ergötzlich, wie ein Pamphletist den andern immer weiter ergänzt hatte. Für die 1834 erschienene erste anonyme Schrift über den Findling, ist in der Stuttgarter Staats-Bibliothek „Seibold“ als Verfasser angesehen. Ich fand Auskunft über ihn bei dem bejahrten, ihm verwandten Rechtsanwalt Widmann dort. Er fragte sich zwar, „ob's dem Tafel recht sei“ (das war der damalige schwäbische Oberdemokrat). Er erkannte aber als Gewissenspflicht, notariell zu bezeugen, was Wahrheit ist. Er bekundete über den 1834er Roman: „Der unbekannt Verfasser war Hauptmann a. D., Literat und Redakteur Seibold, damals in Geldnot. Er wußte vom Leben und Sterben Hausers nichts, sondern nur vom Gerücht, und hat auch das badische Fürstenhaus gar nicht genannt (bekanntlich wandte sich die Erlöschung auch gegen andere), aber doch soweit geschilbert, daß die Großherzoge Ludwig und Leopold, Großherzogin Stefanie und Dennenhofer erkannt wurden. Weder über Hausers Abkunft, noch Gründe einer Verbergung, Umstände angeblichen Mords, Neußerungen oder Träume seiner Mutter, oder über eine Staatsratsitzung wußte er etwas. Das war alles ganz bestimmt lediglich dichterische Erfindung. Wir haben oft unsern heraldischen Spaß daran gehabt, wie Seibold, ein witziger und gewandter Kopf, diese Sache zusammengemacht hat. Als ich nun jetzt sah, wie ganze Stücke abgedruckt sind, als rührten sie aus wichtigen Dokumenten her, so mußte ich auch wieder weidlich lachen über diesen merkwürdigen Gang der Dinge, denn dies sind offensibare Plagiate; er bezeichnete ehrlicher Weise seine Schrift als No-

man, während die anonymen Nachschreiber sich mit seinen Federn als Historiker aufputzten. Er war aus Berufsgründen von der durch den Bund deutschen gehemmten Journalistik zur Belletristik gedrängt worden.“ — Die Nachforschung endlich nach Dennenhoferschen Memoiren ist nicht nur (wie schon erwähnt) in Einsiedeln, mit dessen Abt Heinrich IV. sehr befreundet war, negativ verlaufen, sondern es liegt auch noch das Zeugnis seines literarischen Erben vor, daß keine im Nachlaß waren und es wohl überhaupt leere Erfindung sei, ein Material derart über Hauser zu behaupten.

Die Seeschlange wird gleichwohl immer wieder frisch gefüttert. Reclams Universum (Jahrg. 41, Heft 6, Nov. 1924) enthält einen Artikel von Sophile Höchstetter „Kaspar Hausers Gefängnis“ S. 129 ff. und darin auf S. 130 ohne Andeutung auch nur einer Quelle die Behauptung, „die badischen Enthüllungen“ würden längst mit Bestimmtheit vorausgesehen, nur der Tod der alten Großherzogin wollte abgewartet werden! Und im gleichen Monat ging durch die Presse die lächerliche Nachricht von einer neu aufgefundenen Inschrift an der Gampiller Kirche am Esack bei Wozzen, des Wortlauts „Kaspar Hauser, Der letzte Jähringer, 1826“, von ihm selbst herrührend. Auch konnte man lesen, daß König Ludwig I. von Bayern ihn als einen Staatsgefangenen, den er zur Verfügung haben wollte, in seinem Verließ habe einschließen lassen. Das ist doch lauter offener Unsinn.

Neuestens (25. März 1925) leate auch Oberarchivar Striedinger-München in den dortigen „Neuesten Nachrichten“ gründlich dar, daß die Verdächtigung gegen Baden wegen Unterschlebung eines todkranken Kindes mit den Denksäulen im Widerspruch stehe.

Thomas Stettner / Henriette Feuerbachs und Dr. Julius Meyers Stellung zur Kaspar-Hauser-Frage.

In der Sonntagsbeilage zum „Fränkischen Kurier“ vom 15. Februar bringt H. v. Tautphous-Ausbach über Kaspar Hausers Tod eine novellistische Betrachtung; eine Stelle in der geschichtlichen Einleitung nötigt uns zu einer Entgegnung. Er sagt: „Landgerichtsdirektor Meyer versuchte in einer Schrift zu beweisen, daß K. Hauser nicht der besessene badische Thronerbe gewesen sei und erhielt darauf prompt einen hohen badischen Orden.“

Das Wörtchen „prompt“ läßt erkennen, daß dies keine harmlose Bemerkung ist, sondern daß sie andeuten soll, Meyers Forschung sei bestellte oder doch in der Hoffnung auf Gewinn unternommene Arbeit gewesen, und dagegen müssen wir Einspruch erheben.

Meyer wurde durch Angriffe auf das Andenken seines Vaters genötigt, die Feder in der K. Hauser-Sache zu ergreifen und dehnte dann seine Forschung auf die ganze geheimnisvolle Frage aus. Gewissenhaft und unermüdet durchforschte er die endlosen Akten der Archive, soweit sie ihm offen standen, und die Blüt der Literatur in Büchern und Zeitschriften bis zur abgelegensten kleinsten Notiz. Er betrachtete diese Forschung als eine Lebensaufgabe und es war ihm heiliger Ernst damit: nie habe ich ein leichtsin gebrauchtes Wort oder ein liebloses Urteil über den armen Hauser aus seinem Munde gehört. Was hat er dafür zum Lohn bekommen? Angriffe ohne Ende und Zurücksetzung, da er nicht an Schranken halt machte, die zu überschreiten egoistische Klugheit ihm geboten hätte. Nie aber hat er von Baden einen Orden bekommen, weder einen großen, noch einen kleinen. Das hatte, als das von H. v. Tautphous geschilderte Gespräch mit Frau Feuerbach stattfand, in der kleinen Beamtenstadt Ausbach leicht sich feststellen lassen —, daß dies nicht geschah in einer Sache, der dann eine so tränkende Auslegung gegeben wurde, ist befremdlich und bedauerlich.

Ich möchte hier auch, solange ich lebende Zeugen hiefür aufrufen kann, die Stellung Henriette Feuerbachs zum Kaspar Hauser-Geschehnis klarstellen versuchen.

Herr von Tautphous schreibt, sie habe das Geheimnis seiner Herkunft genannt und dem Wunsche ihres Mannes gemäß mit ins Grab genommen. Wir aber schränken den ersten Satz dahin ein, daß wir sagen: „sie glaubte das Geheimnis zu kennen, nahm es aber aus edlen Motiven mit ins Grab“. Seit langem stand sie, wohl seit ihrem Aufenthalt in Freiburg, mit dem badischen Hof in Beziehungen und besaß zahlreiche Briefe von Hofdamen, in denen auch die K. Hauser-Sache in dem Sinne erörtert war, daß er der Erbprinz gewesen sei. Als Pflegerin im 70er Krieg wurde sie auch mit der Großherzogin Luise bekannt, und ein freundschaftliches Verhältnis verband bald die zwei edlen Frauen. Da sie nun wußte, daß der auf dem Fürstenhaus lastende Verdacht eine

Quelle des Kummers für das Fürstenpaar war, wollte sie die Freundin nicht trüben, indem sie dem Verdacht neue Nahrung zuführte, und verbrannte deshalb vor ihrem Tod (1892) jene Briefe. Es wurde also damit nicht tatsächliches Beweismaterial vernichtet, sondern nur der Niederlag dessen, was Jahrzehnte nach den Geschehnissen am Hof als Gespräch umging.

Aber vielleicht hatte sie aus dem Nachlaß des Schwiegervaters, des Kriminalisten Anselm Feuerbach, Aufklärung erhalten

Nichts kann klarer zeigen, in welcher hoffnungslosem Dunkel damals schon die Sache lag, als eine Erörterung dieser Frage, denn selbst der Mann, der von allen den tiefsten Einblick in die Tatsachen des Lebens K. Hausers besaß, hat keine Vermutung und Ansicht über seine Herkunft zu gewinnen vermocht, an der er unerschütterlich festgehalten hätte. 1830 nennt er das Gerücht von der Prinzenhaft eine romantische Sage ohne tatsächlichen Inhalt. 1831 macht er in seiner Schrift über K. Hauser dunkle Andeutungen, daß er jetzt an den Verdacht glaube — in dem streng vertraulichen Memorial für die Königin Caroline (1832) spricht er offen aus: „K. H. ist das eheliche Kind fürstlicher Eltern, das weggeschafft wurde, anderen die Sukzession zu eröffnen“. — Ende des Jahres aber sagt er in einem amtlichen Schreiben, das Dunkel helle sich endlich dahin auf, daß Hauser der Sohn einer Dienerin am Hof von Gotha sei; das war seine letzte Neußerung, denn bald darauf starb er. Mit dem Memorial aber, das jetzt nicht mehr seine Überzeugung wiedergab, ging es wie mit einem Testament, das man zwar umstieß, aber nicht vernichtete: es wird im Nachlaß gefunden und richtet Verwirrung an. Der Erbe seines literarischen Nachlasses, sein ältester Sohn, war auf die badische Regierung erbittert, da sie sich seiner Berufung nach Heidelberg widersetzt hatte; aber er gab es nicht heraus, erst dessen Bruder Ludwig, der Philosoph, den vielleicht parteipolitische Absichten dazu bewogen, veröffentlichte es 1852, und es erweckte so die falsche Meinung, es sei die letzte Meinungsäußerung Anselm Feuerbachs. Diejenigen, welche ihn als Schwurzeugen für die badische Abstammung Hausers anführen, handeln also in Unkenntnis der chronologischen Tatsachen.

Ob das Dunkel, das über Leben und Tod des armen Findlings schwebt, sich je noch lichten wird, ist unsicher; alle Wege der Forschung sind gegangen, alle Meinungen sind zu Wort gekommen (— nur der Psychologe, der Anatom der Seele, schweigt bisher —). Wer hier forscht, weißt sich also einer schweren Aufgabe und er möge uns, die wir seit langem als prüfende Zuschauer dem Treiben sich erneuernden Wellenspiel zusehen, gestatten, ihm auf den Weg eine leise Mahnung mitzugeben: stets streng zu scheiden zwischen Wissen und Meinen, und dann auch den, der andere Meinungen gewann, als die eigene ist, zu achten und zu schätzen als Weggenossen zum gleichen Ziel: der Wahrheit.

Wilhelm Schäfer / Die Badener Kur.

Als sie das reizige Paar einreiten sahen, den Junker von Borken auf seinem Goldsuchs und Joseph, den Diener, auf seinem Schimmel, standen die Bürger von Baden unter der Haustür und lachten. Wie wenn das badische Land eine gefährliche Wildnis und die bettere Badestadt an der Doz ein Räubernekt wäre, hatten

die staubigen Reiter den Mantelsack vorgeschwallt und waren mit schweren Pistolen geklinket. Der grämliche Wirt „Zur Rose“ fragte mißtrauisch nach ihren Wünschen, ehe er seine Gäste erkannte, die ihm aus Lehmkaten bei Füllig zur Kur angesagt waren.

Es war aber der Junker von Borken fast noch ein Knabe und Joseph, der Diener, kaum älter als er; frohblond und von starker

Leibesgestalt, wie die Pferde am Niederrhein sind, schienen sie Brüder, als sie in ihrer ländlichen Kleidung danach in den Speisesaal traten und nicht eben gelenk einen Platz suchten. Der Wirt jedoch wies nur dem Junker einen Sitz an der Tafel; Joseph, der Diener, sollte hinab in die Stube, wo das Gesinde saß mit den Kutshern und fremden Bedienten.

„Soll das die Badener Kur sein, daß jeder allein seine Suppe ausschöpfeln muß?“ trockte der Junker von Borken da und wollte mit hinab in die Stube, statt allein unter den Badegästen dazu sitzen. Doch Joseph, der Diener, schämte sich für seinen Herrn, daß er so wenig Lebensart hatte. „Meint Ihr vielleicht,“ polterte er, „als sie draußen im Klur standen, und zupfte ihm das lehmfarbene Wams wieder zurecht, „meint Ihr vielleicht, die sollen mich drunten anschauen um solch einen Herrn, der nicht weiß, was sich schickt?“ Und anders nicht als ein großer Bruder den kleinen schob er seine Leibesgestalt in den Saal; er aber suchte sich über die dunkle Treppe hinab in die Stube.

So kam der Junker von Borken aus Lehmkatzen bei Jülich allein unter die Badegäste zu sitzen, die gering lächelnd sein lehmfarbnes Wams sahen; denn sie selber sahen da nach der Mode mit bunten Röcken und hohen Frisuren. Aber Joseph, der Diener, saß unterdessen nicht anders in seinem Wams bei dem Volk mit den silbernen Knöpfen.

„Will dieser Bauer sich etwa hier breit machen?“ fragten die Kutsher und fremden Bedienten; und nicht lange, so verhöhnten sie ihn mit anzüglichen Reden: Ob die Ochsen bei Jülich alle lehmfarbig wären wie er? Denn sie wußten es schon vom Gesinde, daß die seltsamen Brüder aus Lehmkatzen kämen.

„Die Ochsen bei uns sind alle geschickt und nicht so groß wie die hier!“ gab Joseph, der Diener, zurück, als wäre die Frage redlich gemeint, und löffelte seine Suppe.

Wenn auch dem Junker von Borken statt solcher Reden nur spitze Blicke am Wams hingen, Flüsterworte und leises Getüsch, er hatte nicht soviel Geduld wie Joseph, der Diener. Als das Getüsch der Blicke am empfindlichsten war und das Geschätz zu vorlaut hieb er so mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser aufsprangen gleich Fröschen. Da war es mit einmitleid still und erschrocken im Saal; nur der Junker von Borken saß da und lachte mit seiner ganzen Leibesgestalt. Und weil er sich mit den Händen am Tisch festhalten mußte, ging das Gerüttel bald an die Flaschen. Er hätte vielleicht, seinen Horn ganz auszulassen, zuletzt noch den Tisch umgestülpt, und der Wirt mit seinem Gezeier wäre vergeblich dazu gekommen, wenn nicht Joseph, der Diener, den Lärm durch die Dedel gehört und eilig herpringend den Junker von Borken wieder zu Sinnen gebracht hätte.

Der Wirt „Zur Rose“ jedoch hatte genug von solchen Gärten. Joseph, der Diener, mußte ihm seinen Schaden bezahlen, und die sich für Wochen angesagt hatten, verließen nach kaum einer Stunde die „Rose“, mit ihren köstlichen Gärten am Bügel die Straße hinauf in den „Goldenen Schlüssel“ zu ziehen.

Aber auch da blieben sie kaum eine Nacht, weil sich der Junker von Borken, immer noch zornig, betrank. Sie konnten ihn zwar noch ins Bett bringen, aber der Lärm, den er machte in später Stunde und über zwei Treppen, schreckte soviel schimpfende Gäste aus ihren Betten, daß der Wirt am Morgen lieber zwei Vögel ausfliegen ließ als alle anderen.

„So geht das nicht weiter mit unserer Kur!“ sagte Joseph, der Diener, als sie ihre Gärten im „Silbernen Engel“ eingekauft hatten und verdrießlich durch die Richtentaleer Allee kreisten. „Ueberall gafft uns das feine Volk an, und die in den Haustüren lachen. Ich muß einen Rock mit silbernen Knöpfen haben und Ihr müßt zum Schneider, damit sie wissen: Ihr seid der Herr, und ich bin der Diener. Sonst halten sie uns für Brüder, weil wir die selbe Leibesgestalt haben und das gleiche Stroh auf dem Kopf. Habe ich keine Livree, so seid ihr kein Herr; und tragt Ihr keinen Rock nach der Mode, so bin ich kein Diener!“

Den Junker von Borken hatte die Rede schon wieder zornig gemacht; er hob einen Stein und traf den Hund, der ihn angebellt hatte. „Du kriegst deine silbernen Knöpfe!“ höhnte er ihn, „und rufft mich Gnädiger Herr! Wenn ich dir einen Tritt gebe, sagst du Danke! und für eine Ohrfeige: Noch eine, gnädiger Herr!“

Aber Joseph, der Diener, wollte nicht länger mehr die Unordnung haben, daß keiner an ihrem Wams wußte: wer war der Herr? und wer war der Knecht? Ob sich der Junker von Borken sperrte mit Händen und Füßen; am dritten Tage danach ging er schon nach der Mode mit einer blaugoldenen Weste spazieren, und Joseph, der Diener, saß in der Livree bei den Kutshern im „Silbernen Engel“.

2.

„Habe ich erst solchen Rock an, werde ich auch solch ein Kerl!“ hatte der Junker von Borken gewarnt; „denn wir von Lehmkatzen machen nichts Halbes!“ Und Joseph, der Diener, mußte bald sehen, wie er die Drohung wahr machte. Ob die Badegesellschaft erst seiner Ungelegenheit lachte, ließ sie sich bald den gefehrigen Schülern gefallen, der ihrer bunten Veranstellungen ein fröhlicher Rimmerfakt war. Nicht lange, so hatte er schon den Goldfisch anschauen geritten und schönen Augen zuliebe Schulden gemacht, die Joseph, der Diener, immer saurer bezahlte, hatte tolldreist

gespielt und einem dänischen Grafen im Zweikampf den Arm lahmgelassen, war aber aus allerlei Stromschnellen des Glücks immer noch wieder ans rettende Ufer gekommen, als ihm die rote Violetta die letzte Vernunft nahm.

Der Junker von Borken war ihr eines Morgens vorübergeritten, da sie im Gig aus der Geroldsau kam, und hatte den rostroten Schleier gegrüßt, als ob ihm ihr offenes Haar wehte, hatte sie, kurzerhand wendend, im schlanken Galopp überholt und ihrer zornigen Augen so fröhlich gelacht, daß seine Verneigung schon lächelnd bemerkt wurde, als sie beim alten Alleehaus dem wartenden Diener die Bügel zuwarf.

Sie war aber ein Fräulein aus Frankreich, das im Gefolge der Frau von Demidow, der russischen Großfürstin, lebte und den Junker von Borken schon längst von Ansehen kannte. Er durfte sie bis an das vordere Parktor begleiten und fand also Zeit, ihr über die kupferne Eidechsenhaut, die malachitgrünen Augen und über den Mandelschnitt ihres Gesichts seine Entzückung zu sagen. Und weil er selber mit seinem strohblonden Haar und der deutschen Leibesgestalt der Amazone aus Frankreich gefiel, sagte sie ihm schon zum Abend im Klurfaal ein halbes Stelldichein zu.

Seit diesem Morgen war der Junker von Borken dem Fräulein aus Frankreich verfallen, und im „Silbernen Engel“ blieb manche Unordnung hinter ihm liegen, die Joseph, der Diener, in seiner Livree mit den silbernen Knöpfen aufräumen mußte. Wenn zu den alten Rechnungen die neuen kamen, wenn neben dem Wirt, dem Schneider und Juwelier auch noch der bucllige Maler anklopfte, der das Miniaturbild der roten Violetta auf Dosen und Ringe und in das Rähmchen aus silbernen Rosen hineingemalt hatte, mußte er statt mit Dukaten mit Lügen bezahlen, der dieses Fräulein aus Frankreich haßte und grimmig dem prahlenden Sommer zusah, ob nicht der Herbst bald seinen Rost in die blaugrüne Herrlichkeit mischte: „Wenn alles erst rot ist,“ grollte er einmal, „wird er das rote Mensch endlich satt haben!“

Als darum wieder ein Wechselbrief kam, auf Sauber und Sohn gezogen und mit zweihundertvierzig Gulden befrachtet — er aber wußte, es ging an den Roggen des Jahres, und das Weizengeld war schon vertan — wollte Joseph, der Diener, selber den Herbst spielen: „Ich dachte,“ polterte er, und sein Hals blähte sich auf vor Zorn, „wir hätten dann mit der Zeit genug von der Badener Kur! Wir können mit diesem Wechsel den Wirt und was wir zur Heimreise brauchen, bezahlen; die anderen dürfen sich melden, wenn wir daheim in Lehmkatzen sind!“

Aber der Junker von Borken lachte ihm mitten hinein in seine treublauen Augen: „Habe ich erst solchen Rock an, werde ich auch solch ein Kerl!“ höhnte er ihn. „Was soll ich mit meiner blaugoldenen Weste bei den Kühen und Schweinen, wo der Herbst bald sein nasses Geschäft anfängt? Wo alles nach Stall riecht und faulem Wasser; und jeder Abend hängt jeden Morgen voll Nebel! Daß es Tage und Nächte gibt wie diese in Baden-Baden, hat mir nicht einmal geträumt in Lehmkatzen. Als wir daherkamen in unseren Wämfen, war ich ein Bauer wie du; aber du wollest die silbernen Knöpfe haben. So bin ich der Junker von Borken geworden durch dich, und ich will es auch bleiben! Ich will in Paris den Winter probieren und zum Frühjahr in Nizza am blauen Meer sitzen. Ehe ich wieder zurücktrete mit dir zu den Kühen und Schweinen, muß ich der Badener Kur satt sein, davon ich erst einen Kostgeschmack habe!“

„Den Kostgeschmack habe ich!“ bockte Joseph, der Diener, in seiner blauen Livree und hielt dem Junker von Borken den Hut und den Stock mit dem vergoldeten Knopf hin, als hätte er stets dergleichen getan.

Sie gingen danach zu Sauber und Sohn, den Wechsel zu fällen, und Joseph, der Diener, zählte feufzend das Geld, dem seine Bedrängnis andere Wege gewußt hätte, als die es nun nahm. Denn da sie heraus aus der Thür auf die Vortreppe traten, unter den aufkeimenden Säulen, kam schon die rote Violetta daher mit ihren Hunden, eifrig zu winken: Die Lustfahrt des Generals Tetenborn in den Schwarzwald, hatte sie zu berichten, lange geplant und zweimal verschoben, sollte am anderen Morgen beglücken, da sich das Wetter nach Regen blinkend erholt! Und weil der Junker von Borken wie auch die Frau von Demidow mit ihrem Gefolge zu den gebetenen Teilnehmern gehörte, brauchte Joseph, der Diener, um die zweihundert Gulden nicht mehr zu sorgen. „Der Satan hat das Geld gerochen!“ murmelte er hinter den beiden her, als sie lachend die Gasse hinauf gingen.

3.

Es ging aber ein Russe mit auf die Lustfahrt, den sie in Baden-Baden den Fürsten von Babegern hießen, weil dies so ziemlich das einzige Wort war, was er deutsch zu sprechen vermochte. Der Riese dem Fräulein aus Frankreich seit langem mit Eifer suchte nach; sie aber mochte ihn nicht, weil ihm die Rastzähne gelb im blaffen Gesicht standen. Wie nun an dem tauigen Morgen die Lustfahrt begann, zwölf Wagen und einige Reiter, wollte der Russe neben dem Wagen der Frau von Demidow reiten, den die rote Violetta kutscherte. Sie kamen auch so bis an den Kreuzweg bei Dös, von wo sie dem Schwarzwald entlang reisen wollten, das Kinzigthal zu erreichen; da aber geschah es nicht eben von ungefähr, daß dem Junker von Borken der Schimmel schon wurde und die Stute des Russen mit in den Acker hinabritt, wo der Jun-

ter sein Tier eine Art Hohe Schule tanzen ließ, aber der Habegern wurde von dem seinen so kurzerhand in die Schollen gesetzt, daß alles schrie vor Schrecken und Lachen.

Der kläglich Gestürzte hatte sich zwar kaum verlegt und seine beschmutzte Rückseite — denn der Russe trug weislederne Hosen — war das schlimmste, was er angeht brachte; aber nun wurde, der so stolz austritt, in den letzten Wagen gebettet, wo die Diener saßen mit dem Gepäck. Joseph, der Diener, von seinem Herrn eifertig gerufen, fing die ältliche Stute, sie danach besser im Kugel zu halten.

So kam es, daß der Junker von Borken dem Fräulein aus Frankreich allein das Geleitz ritt; und wie sie die Rappen ausgreifen ließ, so trabte sein Schimmel. Als sie am siebenten Abend von der Lustfahrt zurückkamen, hatte der Wechsel fröhlicher Tage blühende Nächte gebracht: wie die Wasserfälle in Triberg geschäumt, der Sternhimmel über Nippoldsau gesunkelt und die unheimlichen Tannentiefen auf dem Kniebis geräuscht hatten, so hatte die Günst der roten Violetta den Junker von Borken schäumen, funkeln und rauschen gemacht. Aber sein Beutel war leer bis auf zwei ganze und einen halben Dukaten; denn das Fräulein aus Frankreich wußte die Günst gehörig in Wünsche zu betten.

So konnte Joseph, der Diener, den Duälgeister in Baden erst recht nichts geben, als immer nur Lügen; und weil er der tauben Lügen überfoll war, warf er am dritten Tag der Heimkehr dem Junker von Borken die Livree vor die Füße.

„Ich ziehe mein Wams wieder an!“ posterte er und stand hemdärmlich da. „Seit ich den blauen Lappen an Leib habe, hängen die Mahner mir an wie die Bremien. Zieht Euch selber das Ding an und geht auf die Straße, damit Ihr spürt, wie sie stehen. Drei Tage noch, und Ihr sitzt im Schuldturm so sicher, wie Ihr heute Abend den letzten Groschen verspielt!“

Der Junker von Borken sah seinen Zorn nur im Spiegel; denn er sah in der Seife, sich zu rasieren: „Glück in der Liebe gibt Unglück im Spiel!“ höhnte er ihn und wollte sich tollfaden an solch einem Diener: „Du hast ja noch immer die silbernen Knöpfe, sie zu verfehlen!“ Aber am selben Abend gewann er im Spiel zweitausend Gulden.

Er hatte nicht eben tollkühn mit seinem letzten Dukaten begonnen, aber, als ihm das Spielerglück zufließt, stets den Gewinn wieder doppelt gesetzt, und hatte so Zug um Zug höher gewettet, bis ihm das Gold zuletzt vor den Händen aufgeschäumt lag. Der aber verlor, was er gewann, als sein hitziger Parner, war eben der Russe, den sie in Baden den Fürsten von Habegern hießen. Auch ihm hatten die Wasser von Triberg geschäumt, die Sterne über Nippoldsau gesunkelt und die dunkleren Tannen auf dem Kniebis geräuscht; aber sie hatten ihn anders schäumen, funkeln und rauschen gemacht als den Junker von Borken. Und wie er im Kerzenlicht dasaß, mit ihm zu spielen, wie ihm die Raßfahne gelb im bleichen Gesicht standen, flüchtete den dreisten Gewinner die Eifersucht an.

Als sie zum letztenmal festen, drängte sich alles herzu, und einige warnten den Junker von Borken. Der aber lachte nur, und sein Gesicht war saust wie das eines Knaben gerötet. Und als er gewann, als ihm der Russe den letzten Gewinn hinichob mit verzerrtem Gesicht, und mit bösem Gelächter hinauslief: sah er nur auf die Uhr, winkte Joseph, dem Diener, das Geld heimzubringen, grüßte die anderen mit einem Scherz und entwich, weil ihm das Fräulein aus Frankreich noch eine Günst zugelegt hat.

Wie er dahin ging im Abend, und über den Bäumen der alten Allee rauschte der Wind von den Bergen: stand schon der Vollmond am Himmel, obgleich noch Dämmerung war mit schwarzen Schatten. Da der Junker von Borken sein gelbes Dufatengesicht sah, mußte er lachen, und lachte so laut, daß er zur Bestimmung erwachte: „Glück im Spiel und Glück in der Liebe darfst du mir leuchten!“ rief er dem Alten hinauf und war seines Uebermutes trunken.

Aber er hatte schon längst über dem Spiel die Stunde der Liebe verjäumt. Als er aus hintere Tor kam, wo die Feder von Sibanon stand und nahebei der Pavillon lodte, war es verflohen. Es ging auch nicht auf, als er, alle Vorsicht vergessend, wild an den eisernen Stäben zu rütteln begann; wohl aber kam eine gelbe Dogge gesprungen und bellte ihn an.

Der Junker von Borken kannte die Dogge, aber er konnte sich nicht besinnen, wem sie gehörte. Daß es keiner von den Hunden der Violetta war, wußte er sicher; doch eben diese Gewißheit machte ihn wilder vor Eifersucht als vordem den Russen. Der Wind aus den Bergen rauschte lauter über die alte Allee, als er zurückging, und der Mond war greller geworden: da er nun sein gelbes Dufatengesicht sah, geschah es dem Junker von Borken, daß er zum andernmal lachte, doch über sich selber erschrak, als wäre ihm fremder Hohn in den Rücken gefallen. Sein Blut war ihm so heiß, daß ihn fror; und als er zu laufen begann, ließen die eigenen Schritte hinter ihm her.

Nach Hause zu gehen vermochte er nicht; so wich er zurück in die Stadt, fand da eine Spelunke geöffnet und sah unter schweigendem Volk, bis der Morgen nicht mehr fern war.

4.

Als der Lärm der Straße den Junker von Borken aus bühlichen Träumen aufweckte, zog er das Schellenband über dem Bett, Joseph, den Diener, zu rufen. Aber er zog solange umsonst, bis das Schellenband riß; und als er zornig hinaustrat, noch im Däm, wie er da war, wurde ihm keine Antwort.

Er dachte noch immer nichts Böses; als aber nach einer Stunde die Türme der Stadt den Mittag zu läuten begannen; als er allein in die Kleider gefahren war und den „Silbernen Engel“ vergebens ausgefragt hatte, nur die blaue Livree lag da mit den silbernen Knöpfen, sauber zusammengefaltet, konnte er nicht mehr zweifeln, sein Geld war fort auf lebendigen Füßen; und der, dem die eiligen Füße gehörten, war am längsten sein Diener gewesen.

Von Baden-Baden gehen der Wege soviel und mehr, als Berge und Täler da sind; denn überall hin wollen die Gäste spazieren; „Die Spibbuben gehen nach Frankreich über den Rhein!“ sagte der Junker von Borken laut in sein Zimmer und ließ, eilig gespornt, in den Stall, selber den Schimmel zu satteln. Aber der Schimmel war fort mit dem Diener; und als er zornig heraus auf den gepflasterten Hof kam, hatte der Wirt mit den Knechten das Hoftor bereits zugesperrt: Wenn es dem Junker von Borken beliebt, möge er seine Rechnung begleichen, ehe er hinter dem Diener verschwände! „Denn im Ernst!“ sagte der Wirt, „dem Diener habe ich noch ein wenig getraut; wenn der mir fort ist, wem soll ich da trauen?“

„Bin ich der Herr von Borken oder nicht?“ schrie der Junker im Zorn und hob seine Peitsche. Aber der dürre Wirt stand hinter zwei Knechten.

„Eben, weil Ihr der seid, kann ich Euch nicht auch noch ausfliegen lassen!“ sagte er böse und ließ nicht ab, bis der Gast in sein Zimmer zurückgekehrt war.

„Sobin ich gar eingesperrt?“ dachte der Junker von Borken und stand schon wieder bereit, sein Mißgeschick zu belachen, als er Lärm auf dem Gange hörte. Jemandwer schien da, wie er, behindert zu werden; aber als die Tür aufgeschoben wurde, war es der Juwelier im grauen Rock, mit einer Kette im Knopfloch; jedoch der Schneider und der Friseur hatten sich an ihn gehängt, und hinter ihm her wollten der Schuster und der Tabakhändler, die Wäscherin und der bucklige Maler mit der Blumenverkäuferin auch nicht ausgeperrt sein, so daß ihm die Springslut seiner Gläubiger auf einmal ins Zimmer quoll.

Zum erstenmal sah der Junker von Borken die Duälgeister selber, die Joseph, dem Diener, den Tag sauer gemacht hatten, und die, durch das Gerücht seiner Flucht bergeweht, mit bösen Gesichtern dastanden. Er wollte den Juwelier als den vordersten an der grauen Rockbrust wieder hinaustun; so leicht aber drängten die anderen nach vorn, ihn umringend.

„Nur keine Gewalt, Herr Baron!“ mahnte der Juwelier, und der Schneider zu seiner Rechten, die und gedanken von seinem Handwerk, nahm das Wort auf: „Nur keine Gewalt, Herr Baron!“ in dessen der Barbier warnend den Zeigefinger hob: „Wir sind hier im Recht durch das Geld, das Ihr uns schuldet!“

Der Junker von Borken wußte aber gar nicht, was er ihnen schuldig sein sollte; hinterlistiger als der Raub und die Flucht schien es ihm nun in seiner Bedrängnis, daß Joseph, der Diener, ihn diesen Renten preisgab; und zum erstenmal fuhr ihm die Wut über seine Treulosigkeit in die Gurgel: „Der mit euch packierte, mag euch bezahlen!“ schrie er die Gläubiger an.

Die aber blieben in ihrer Stummheit da stehen; nur der Juwelier, weltgewandt und verbindlich, holte ein Wechselpapier aus der Tasche: Wenn der Herr Baron so freundlich sein wollte, zu unterschreiben, brauchte er weder auf seinen entlaufenen Diener, noch auf sonst jemand zu warten! Er seinerseits würde sich augenblicklich empfehlen.

Der Junker von Borken wollte aber weder dies, noch das, und die sanfte Stimme des Juweliers reizte ihn so, daß er zu seiner Reitpeitsche sprang, dem grauen Rock mit der Kette Antwort zu geben. Der mochte bei solcher Unterredung nicht gerade der erste sein. „Keine Gewalt, Herr Baron!“ rief er noch einmal, und der Barbier hob warnend die rothigen Hände. Doch waren sie beide schon an der Tür; und was ihnen recht war, schoben den anderen geraten. Rascher als sie gekommen waren, stoben sie wieder hinaus; der Junker von Borken brauchte nur noch den Riegel vorzuschieben, sie mit einemmal los zu sein.

Aber damit sah der Junker von Borken immer noch eingesperrt und belagert dazu; denn so stumm die Gläubiger in seinem Zimmer da gestanden hatten, so laut wurden sie draußen. Auch wäre es längst die Zeit zu speisen gewesen, und der Hunger begann ihn zu reizen. Ganz unbedacht ging er, zu läuten; und zum andernmal fuhr ihm die Wut über die Treulosigkeit in die Gurgel, daß Joseph, der Diener, in dessen mit seinen zweitausend Gulden nach Frankreich ritt, und ihm brachte keiner zu essen.

(Fortsetzung folgt.)